

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

128 (4.6.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Der Bürgermeister der Lilipütaner

Von Walter Anatole Persich

Nach heute gibt es Agenten, die durch die Welt streifen und kleine, kleine Menschen jagen. Bertules Dins hatte insofern Glück, als der Mann, der bei seinen armen Eltern am 19. April 1901 vor-
schick, sein Agent, sondern ein feiner Herr war. Signor Bertico
schickte alle Formalitäten bei den damals noch etwas nachsichtigen
Behörden, bejähnte die Tränen der Mutter und galt nun
als Vater des kleinen Bertules, nannte sich aber
nicht Bertico. Und mit diesem fuhr der kleine, plöblich in seine
gefederte Mann direkt nach Rom. Bertules gab sein Weinen
schon bald auf, bald interessierte ihn sogar der „Mama“ schreiende
Kleinkind, und als sie am Bahnhofseingang von einer vornehmen
Frau im feinen Mantel erwartet wurden, gingen ihm fast die
Knieen über. Das geschah denn noch öfter — wir wollen darüber
nicht viel sagen. Jedenfalls hatte Signor Bertico den Kleinen nach
seiner Tante zu weit, daß er auf einer Bühne niedliche Kleintän-
zerinnen kennete, sich verbeugte und selbst in die Hände klatschte,
damit das Publikum es auch tat. Bertico war heifrig, denn seine
Tante hatte keine Engagements finden können, seit der kleine
Karl aus Bern gestorben war. Die Lilipütaner erschienen dem
Publikum rechtlich groß, man brauchte einen Star — und als ihr
Angebot in Hamburg mit einem Zirkus verhandelte, war ihm in
der Weststraße der kleine Bertules über den Weg gelaufen. Ein
mal von ein Jahr, der schon alle Anzeichen eines geborenen
Lilipütaners trug, den zu starken Kopf und die letzten Schultern
mit elf Jahren, man denke, 1000 klein!

Bertules Dins schien es herrlich, im Restaurant auf Dreipfüßern
zu sitzen und wie ein Herr vom Kellner bedient zu werden. Auf-
träge und Anträge zu tragen, die das schönste waren, was es gab.
Er hatte Spielkarten, er hatte Bücher, und sogar deutsche, die er
nicht konnte, aber der halbe Tag gehörte der Arbeit, und die
schmeckt dem Jungen nicht. Wo immer aber er erschien, wie er sich
als letzter der Kompanie kleiner Leute gebärdete, wie er
sich von Frauen verhätschelt wurde, die kaum einen Kopf größer
waren, als er, ein Wort verlorste ihn: „Ach, wie klein — das
ist meine Würde!“ Er mochte im Anfang abeteln haben: „Lieber Gott,
laß mich doch noch ein großer Mann werden“, er mochte Nächte ge-
weint und Tränen im Winkel geissen haben, eines Tages, adsehn-
sich als kleine Nase, befristet er, daß er immer ein Lilipütaner bleiben
würde.

Signor Bertico nun war ein Mann mit Erfahrungen. Er ließ
sich keine Leute, wenn ihre „Stunden“ kamen, nicht aus den Augen.
Sie hatten ja alle diese Anfälle, man müßte sie scheinbar nicht be-
achten und beim leisesten Anzeichen einer Geistesverwirrung hart
werden. Es gelang ihm, auch Bertules, dreihundertsechzig Zentimeter
hoch und neunzehn Jahre alt, das Köstchen zu waschen, auf
das er trauerlos harrte — damals was Bertules in Neuport und
die riesige Gebirge dieser Stadt schien das Herz unseres Bertules
zu vernichten. Er wimmerte vor sich hin: „Lieber Gott, alles ist so
schwer, und ich, ich bin so klein!“ Sinter ihm stand Signor Bertico
und fürchtete sich. In fünf Minuten mußte Bertules auf der Bühne
erscheinen, sonst war die ganze Vorstellung verlorst, und einen
schmerzlichen Lilipütaner zwängen — nein, nein, dann gab es ein
Wort auf der Bühne!

Da hatte Signor Bertico einen Einfall. Er sandte „Mittler Horst“,
der sich nannte, die seit fünf Tagen engagierter Sängerin aus
Süddeutschland. Sie war verhältnismäßig groß, aber ihre Stimme
war etwas. Mittler Horst drehte sich um und setzte sich neben den
Lilipütanern. „Mittler Horst“ konnte sie nur sahen, sich mit
seinem Hand über sein Haar und seine Augen, schlang den Arm um
ihren Hals — und Bertules erholte sich wieder. Er muß wohl
diesem Augenblick zum Mann geworden sein, jedenfalls küßte er
die Hand, trat auf und wurde mehr denn je bekräftigt. Und die
Lilipütaner, die Bertico vorzüglich befristet hatte, brachte der kleine
Bertules noch am selben Abend heimlich in die Garderobe von
Mittler Horst.

Womit dem Erfolg, daß nach zwei Jahren in Southampton die
Vertrag stattfand und nach abermals zwei Jahren Mittler Horst in
die Klinik Berlins überführt werden mußte, um einem Kinde das
Leben zu schenken — und ihres dafür zu geben. Der Name, den

sie unter Qualen zur Welt brachte, lebte wirklich, das ist das er-
staunliche. Schmal und mäßig fuhr Bertules weiter durch die Welt,
nie zu bewegen, den Knaben einer Pflegemutter zu geben, außer
für die Stunden seiner Arbeit. Und damals, in Neuport, muß der
liebe Gott dann wohl doch auch ein Einsehen gehabt haben: der
Knabe gedieh. Vier Jahre alt, purzelte er droßig über die Bühnen
— und mit zehn Jahren war er, gemessen an seinem Vater, nahezu
ein Mann! Er wuchs der ganzen Truppe über den Kopf, während
Signor Bertico kinderlos alterte und die schöne Frau von einst
lange zu Grabe getragen hatte, konnte Bobbo, der Adoptivsohn,
ihn schon bei Verhandlungen vertreten, führte seine Bücher, er-
lebte Korrespondenzen in allen Sprachen. Ein König war gebo-
ren worden, und ihm dienten alle in abgöttischer Liebe, konnte
sie in entfernte Weltgegenden engagieren lassen — sie folgten.
Signor Bertico hinterließ ein großes Vermögen mit der Bestim-
mung, eine Stadt der Ämerze zu gründen, in der sie alle auszu-
bilden und erzoogen werden sollten, und er machte Mister Bob zum
Schwalmter und die Mitglieder seiner arabaarig werden
Truppe zu Lehrern und Baumeistern, zu Schriftführern und Be-
ratern — die Lilipüt-Stadt wurde nach seinem Wunsche gebaut,
Bob gründete sie und stellte eine neue Truppe zusammen, mit der
er die ganze Welt umsähte, und sein Vater sitzt heute in einem
niedlichen Rathaus auf der Insel Coney Island als oberster Stadt-
vater der Lilipütaner, verehrt, geschätzt und immer wieder auf den
Sitz des Vertrauens seiner Mitbürger gewählt. . .

Beinahe ist es ein Märchen, wenn es nicht Wahrheit wäre, und
wie man sieht, ist nicht immer das Unglück eines Menschen — das,
was es scheint und im Anfang ist. Zuweilen wird daraus richtiges
— Glück.

Liebe im Leben

Von Arthur Meiser, Dresden.

Was den Menschen in seinem Werden fördert, die Lust zum
Leben in ihm weckt, ihn im Kampf ums Dasein stärkt und be-
fruchtet Geist und Gemüte, liegt außerhalb des Materieles.
Wenn auch naturlicher Weise der Körper zum Ausbau und
Erhalt der Zukunft lebensnotwendiger Güter und zur sonstigen
Entwicklung der Schulung bedarf, so ist doch die Quelle der Kraft,
die den Menschen innerlich formt, seelischer Natur.

Liebe ist Sonne und Sonne bedeutet Leben.
Schon das Kind spürt instinktiv die Zuneigung oder Gleichgül-
tigkeit derjenigen Person, welcher es anvertraut ist. Dieses Emp-
finden wächst mit den Jahren der Entwicklung und darf es in-
folgedessen nicht vernachlässigt erscheinen, wenn von Eltern oder
Erziehungsvorgesetzten vernachlässigte Kinder ein verschlossenes, zu
Unrecht als verstockt bezeichnetes Wesen zeigen und schon frühzeitig
eigene Wege gehen lernen, auf denen sie dann leicht an sie heran-
tretenden Versuchungen zu ihrem und der Mittel Schaben er-
liegen.

Wie wird solche Familien „wahre Liebe“ verbinden und zu spät
erk, wenn das Schicksal mit rauher Hand eingreift, wenn vielleicht
die Augen einer verarmten Menschenfamilie sich für immer
schließen und vor ihrem Brechen der ganze Jammer einer solchen
Kinderschar sich offenbart und zur Anklage wird, oder sonst die
Verhältnisse in ihrem Wandel die Bergänglichkeit alles Leber-
lichen beweisen und der Fels über die Oberfläche des mensch-
lichen Lebens aufliegt, so ist doch das Erkennen und die Reue.

Liebe ist Sonne und Sonne wirkt Leben und Schöpfkraft.
Wie die Erde ohne Licht und Wärme nie lebenstüchtig werden
konnte und ohne Sonne die Fauna und Flora nie zu all den
wunderbaren Formen sich entwickeln und in ihrer Pracht entfal-
ten konnte, so muß auch der Mensch ohne empfindende und geben-
de Liebe ein Dasein ohne innere Befriedigung führen. Einsam
steht er im Trübel des Weltgetümmels, selbst dort, wo man ihn
vielleicht umgibt und irgend welcher Vorteile willen seine
Nähe sucht. Alle Mitleidfertigkeit ist ohne Wärme und selbst der
befähigste Künstler wird nie über ein gewisses Maß des Könnens

übertragen, sofern ihm der innere Antrieb fehlt, der das Genie
weckt und die Unsterblichkeit seiner Arbeit schafft.

Dieser Antrieb liegt im Empfinden verankert, das nicht immer
von Außerlichkeiten ausgeht, sondern in die Tiefe des Lebens
eindringt und dort Schönes und Begeistertes findet, über das
die Masse Mensch achlos hinweggeht. Dieses Empfinden ist
der Urquell wahren Lebensgenusses, ist der Welter veränderter
Klänge in bisher fremden Menschen, die sich plötzlich finden und
nun in Seelenharmonie, Freundschaft und Liebe eine Gemeinschaft
bilden, die auch das körperliche Scheiden eines solchen Partners
nicht trennen kann.

Es gibt Menschen, die nichts wissen wollen von einem großen
Belanntkreis, solche, die Gesellschaften und Vergnügungen all-
gemein üblicher Art meiden. Sie gelten als Sonderlinge, sind aber
vielfach in Wirklichkeit Naturen, die sich von der Seltsamkeit des
zutage tretenden Empfinden angezogen und zurückgezogen fühlen.

Wohl der Menschheit, würde ein Zug seelischer Verinnerlichung
ihre Reiben durchwoben, würden sie sich in ihrer Gesamtheit an-
gewandt fühlen von der Geist und Körper ermüdenden Last
nach äußerem Schein. Es wäre ein Gewinn für die Menschheit
die Erde und das Leben der Menschen würde ein anderes
Aussehen gewinnen. Dem unnatürlichen Egoismus, der nur das
eigene „Ich“, den eigenen Vorteil kennt, wäre das Grab geraben.
Liebe fehlt, seelisches Mitempfinden der Mitle, die in mannia-
kaltigster Gestalt zu uns sprechen und Abhilfe befehlen. Gebt des-
halb der Stimme des Herzens Gehör, werdet Bahnbrecher zu
wahren Menschen.

Menschenkenner Shakespeare

Von Kurt Herzberg

Shakespeare ist gleichsam der Patron, der Schutzherr der Men-
schenkunde, das leuchtende Symbol, das vorbildlich zeigt, in wel-
chem Umfang ein einziger Mensch, ein Dichter, fast den ganzen
Inbegriff unseres Seelenlebens in Gestalten seiner Phantasie ab-
bilden kann. Welche Visionen mag er in seiner Jugend und im
Laufe seines Lebens gehabt haben von der Größe und Mannig-
faltigkeit menschlicher Charaktere, von dem arabischen Gemis-
schenspiel, das die Menschheit auf der Erdbühne aufführt. In
jedem Menschen sind die Grundformen des Charakters der mensch-
lichen Gattung enthalten, dadurch ist er eben Mensch, in jedem
Menschen einer fortgeschrittenen Kultur sind von den vielen An-
lagen des Verzens und des Geistes einige gelodert mehr oder
weniger ausgebildet und in unendlich verschiedenen Variationen
miteinander verbunden. Wie selten gelang es der menschenbildenden
Natur, Individuen hervorzuheben, in denen eine so allfällige
Komposition der Eigenschaften stattfindet, daß auf einem Gebiete
des tätigen oder des künstlerischen Lebens eine schöpferische Kraft,
ein bedeutender Staatsmann, Kulturreformator, ein großer Dichter
oder Bildner tritt. Seltens aber erscheint es uns, ja es ist
ein Wunder, wenn ein Mensch so vollkommen für eine Aufgabe
geschaffen, organisiert, gebildet ist, daß er mit Naturinstinkt, wie
die Biene Kunstvoll ihre Waben oder die Spinne ihre Netze baut,
seine Schöpfungen gestaltet, wie etwa Michelangelo seine Figuren
in Marmor, oder Shakespeare seine Charaktere in seinen unsterb-
lichen Dramen. Jedes Zeitalter und fast jeder bedeutende Mensch
und Künstler hat zu Shakespeare Stellung genommen, besonders
unser Klassiker, deren Schaffen unter seinem Einfluß stand. Da-
bei ist schwer zu unterscheiden, welcher Zug seiner Veranlagung
die meiste Bewunderung verdient: seine noch von keinem Menschen
erreichte Kenntnis der Gesamtanlage und der Kräfte der mensch-
lichen Natur oder die Kunst der Gestaltung der Figuren in seinen
Dramen. Shakespeare bleibt in jedem unübertroffen: er ist wie
ein Geist, dem in die Schöpferwerkstätte der menschlichen Organi-
sation ein gewisser Maß gemährt war, der aus instinktiver Men-
schenkenntnis den Zugang zu fast allen Seelenzuständen
hat und darüber hinaus die Kraft besitzt, mit der Hand eines
begnadeten Künstlers, eines menschenformenden Dichters die Ele-
mente zu mischen und zu gestalten, aus denen unergängliche Cha-
raktere hervorgehen.

*) Aus dem neuesten Band der Wissenschaftlichen Jahresreihe
des Volksverbandes der Bücherfreunde, Weimarer-Verlag G.m.b.H.,
Berlin-Charlottenburg 2: Dr. Kurt Herzberg, „Charakterfor-
schung“ (Halbleberband RM. 2.90).

Heiterer Roman eines Großstadthundes

PURZL

JOH. FERCH

Copyright 1931 by Verlag Dr. Rudolf Engel, Wien

Nach der Rückkehr von dem kleinen Winterurlaub, den das Ehe-
paar außer Wien zu verbringen plante, sollte Purzl in das neue
Jahr überleben. Nun folgten Tage mit einer Ueberfülle von Lieb-
sungen, die Purzl mit der alten Selbstverständlichkeit entgegen-
nahm.

An einem Abend erschien das junge Paar, nahm Purzl an die
Hand, die Kinder weinten, auch Frau Pils und die Tante. Die an-
stehende Freilichheit ihn eigenartig. Dann mußte er trotz Widerstrebens
mit den Fremden fort.

Damit trat Purzl in das Leben, in eine neue Welt; der Film
seines Lebens begann abzurollen.

Was er dabei erlebte, wie er die jeweilige Umwelt und deren
Menschen erschauete, was er bemerkte und erfuhr, soll in diesem
Buche flüchtig verzeichnet sein. Bei einer weiteren Schilderung wür-
de die Erlebniswelt einen umfangreichen Band ergeben. Und das
wäre nur selbstverständlich, denn gleich jedem Menschenleben ist ein
Leben nicht so geradlinig und einfach, wie dies für den ober-
flächlichen Betrachter den Anschein hat.

Jedem Hundebesitzer ist es klar, daß die trockene, wissenschaftliche
Näherung des Instinkts bei dem Hund nicht ausreicht. Es spielen
hätte mit, die fast Verstand sein könnten, dem nur der Dolmetisch,
Sprache, fehlt. Auch Purzl lebte auf dieser Zwischenlinie und
wollte glänzend die Voraussetzungen, hinter einem interessanten
Leben stehe auch eine bedeutsame Persönlichkeit.

Und so mögen denn Purzls wechselvolle Lebensschicksale in sei-
nem Geist und in unserer Sprache dargestellt sein, wie er es in
seiner Biographie getan hätte. Nur ein Hundeleben, aber stets innig
verbunden mit den Menschen, deren Eigenarten, Gewohnheiten und
Sittenempfindungen seinem Hundedenken wahrlich oft sehr komisch
erscheinen mußten.

Purzl wurde frühzeitig ein Philosoph. Das ist bei dem Ueber-
leben an Zeit, die ihm zur Verfügung stand, begreiflich. Wir alle
haben stunden und nicht selten-erschrecken, würden wir die Kritik
des uns mit uns Lebenden Treuen kennen.

Die folgenden eigenen Betrachtungen Purzls geben nur ein

schwaches Abbild seines Weltverständens. Aber trotz allem war er
eine Persönlichkeit, deren Lebenslauf und Geschehen dem Ver-
fasser wertvoll genug dünkte, um sie der Mitwelt zu vermitteln.

Vielleicht wird mancher Leser seinen Hund nach der Lektüre dieses
Buches anders, besser behandeln als bisher, bestimmt ihn noch
lieber gewinnen. Dies wäre wohl die beste Ernte für die Arbeit
des Verfassers.

Und nun hat Purzl das Wort . . .

II

Im Aprilwetter einer jungen Ehe

Berg, der seltsame Mensch, der an allem und jedem Kritik übte
und gegenüber dem ich nur eine Gegnerschaft vortauschte, obgleich
er mir wegen seines Aufbegehrens überaus sympathisch war, sagte
einmal: „Schön wäre die Welt ohne Menschen!“ Berg, du ahnest
nicht, wie sehr du recht hattest. Nur ein Tier vermag den berech-
tigten Geiz zu voll und ganz zu begreifen.

Ich frage, wie es möglich war, daß mich alle ruhig fortziehen
ließen. Heuchelnd schmeichelten sie mir zum Abschied noch einmal,
nur die Kinder weinten. Daß ich sie jetzt entbehren muß, stimmt
meine Lage noch trüber. Nein, den Kindern bin ich nicht gram.
Also hat Berg nicht ganz recht. Die Welt wäre auch schön mit
Kindern.

Mein neues Heim hat einen großen Vorzug gegenüber dem
alten — ich brauche mit keinem zweiten Hund zu teilen. Barry hat
mir doch viele Leckerbissen durch seine Teilnahme daran verklei-
nert, ich war niemals ganz der Erste. Jetzt bin ich es, das Heim
ist mein alleiniges Reich — das freilich viel Schatten aufweist.

Vor allem geriet ich in das Aprilwetter einer jungen Ehe. Re-
gen und Sonnenschein, Weinen und Lachen wechseln fortwährend
ab, die Herrin — immer muß man als kluger Hund die Frau als
Oberherrin anerkennen — ist eine anmutige Bräutlein, der Herr
überträgt sie um Haupteslänge. Beide scheinen am ersten Abend
sehr liebe Menschen zu sein, als sie mir in einer Fensterbank mein
Lager bereiten, mir eine Umhenge Essen vorsetzen und mir unter
würdigsten Liebesworten versichern, sie würden mich wie ihren
Lappelh halten. Das scheint bei den Menschen der stärkste Schwur
zu sein.

An Färlichkeit scheinen der Herr und die Frau eine Ueberfülle
zu besitzen, denn ich habe nie in meinem alten Heim so viele Lieb-
kosen von Menschen erschaut, wie hier. Sie kuzten mich gleich
am ersten Abend stark die Nachtseite.

Die Frau erinnerte den Herrn, am nächsten Tag beginne schon
der dritte Monat ihrer Ehe. Dies bildete den Anfang von Schwä-
ren, Küßen und Beteuerungen, in denen die halbe Nacht verging,
ehe das Licht zum letztenmal verloschte und endlich Ruhe herrschte.
Derartiges nahm ich bei Lubinger nie wahr, wie auch die drei Ehe-

paare der großen Familie derartige Liebeslärmereien in meiner
Anwesenheit vermeiden. Vielleicht waren sie auch nicht anders,
wenn sie allein waren. Die Menschen schämen sich, zueinander lie-
bevoll zu sein. Anders kann ich mir die Ehen, dies vor anderen
zu zeigen, nicht erklären.

Ich pries mich glücklich, dem Rummel, der bei Lubinger durch
die vielen Besuche der Familienmitglieder an der Tagesordnung
war, entronnen zu sein, nachdem ich den Abschiedschmerz überaus
schmerz schnell bewältigte. (Ich mache mir wegen des schnellen Ver-
gessens keinen Vorwurf. Es ist nur gerechte Vergeltung, das Ver-
schonen mit dem Vergessen zu beantworten.) Die nächsten Tage
zeigten mir jedoch, wie schnell man sich irren kann.

Es war am zweiten Tag beim Abendessen, als mir die Frau ein
Stückchen Fleisch gab. Der Herr vernies es ihr — meiner Ansicht
nach mit ruhigen Worten — und erklärte, einem jungen Hunde
schade der zu reichliche Fleischgenuss.

Die Stimme der jungen Frau, die soeben noch geradezu flötend
die Fleischgabe an mich begleitete, farbte sich kalt und höhnend:
„Willst du gefälligst die Beurteilung, was Purzl schadet oder
nicht, mir überlassen?“

Der Herr erwiderte begütigend:
„Warum gleich so spitzig, liebes Kind?“
„Erstens bin ich nicht spitzig — da hat die Frau recht, denn sie
ist liebevoll rundlich — zweitens bin ich auch kein Kind. Du
liebst es überhaupt, mich als geistig zurückgeblieben zu betrachten.“

Der Herr beruhigte sie:
„Aber, Leni, ich meine doch nur, du verstehst vielleicht doch
nicht —“

Die Frau schlug die Hände vor das weinende Antlitz — son-
derbar, nur die Frauen weinen, und zwar sehr leicht — und
schluchzte:

„Also ich verstehe nichts, ich bin ganz einfältig, passe nicht zu dir,
unsere Ehe war ein Verstum, ich stehe geistig zu nieder —“

Ich zog mich in meine Ecke zurück, erlaunt und verschüchtert
über den sonderbar scharfen Klang der Stimme der Frau. Sie
erwähnte Worte, die doch der Herr nicht gebraucht hatte. Der
sahen dies ebenfalls zu erkennen, denn er erhob sich jäh, schlug auf
den Tisch, daß die Gläser drohend klirren, und schrie:
„Gänßl du schon wieder an, meine Worte im gegenteiligen Sinn
zu entstellen?“

Die junge Frau wimmerte, als ob sie furchtbare Schmerzen er-
leiden würde:

„Das ist deine vielgerühmte Liebe, in der du vor mir Komö-
die spielst, bis du mich zu deiner Sklavin gemacht hast und nun
glaubst, mich mißhandeln und brutalisieren zu können.“

(Fortsetzung folgt.)